

---

## Michael Rothberg, **Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung**

Aus dem Engl. von Max Henninger, Metropol Verlag:  
Berlin 2021. 404 Seiten, € 26,00

Das vorliegende Buch des Literaturwissenschaftlers Michael Rothberg, Professor für Holocaust Studies an der University of California in Los Angeles, erschien im Original bereits 2009. Man fragt sich, warum es erst jetzt in einer vorzüglichen deutschen Übersetzung vorliegt. Es passt in die seit längerem auch hierzulande geführte Diskussion um die Erweiterung der auf den Mord an den europäischen Juden zentrierten deutschen „Erinnerungskultur“ um Aspekte des Kolonialismus und der Sklaverei. Daher rührt zweifellos die Aufmerksamkeit, die das Buch zur Zeit findet.

Unglücklicherweise versperrt der Autor seinen Lesern den Zugang durch eine überlange methodische Einleitung, in der er eine „Theorie der multidirektionalen Erinnerung“ in immer neuen Wendungen ankündigt und umkreist. Längen und Wiederholungen gibt es auch auf den späteren Seiten. Der Begriff selbst aber bleibt unbestimmt. Was er meint, erschließt sich weitaus leichter, wenn man sich den inhaltlichen Teilen des Buches zuwendet. Zudem muss man berücksichtigen, dass die „Holocaustforschung“, von der hier die Rede ist, nicht die Erforschung und Darstellung des historischen Geschehens selbst meint, sondern die Untersuchung von „Diskursen“ über den Holocaust. Die Literatur auf diesem Gebiet – von der Rothberg vielfach profitiert, wodurch sein Buch aber auch überfrachtet wirkt – scheint inzwischen umfangreicher zu sein, als es die ereignisgeschichtliche Historiographie ist. Das kennzeichnet eine allgemeine Verschiebung des Forschungsinter-

esses weg von den Fakten hin zu den Formen des Sprechens und Erinnerns und entspricht der Dominanz von Erinnerungspolitikern.

Der Ausgangspunkt von Rothbergs Überlegungen ist einfach: Erinnerung ist keine knappe Ressource, um die verschiedene Opfergruppen konkurrieren müssten. Das vorgeschlagene Konzept der „multidirektionalen Erinnerung“ versteht sich daher als Gegenentwurf zur Erinnerungskonkurrenz zwischen Holocaustüberlebenden und deren Nachkommen und den Nachkommen derjenigen, die versklavt oder kolonisiert wurden. Zugleich wendet sich Rothberg gegen die Opposition von Singularität und Vergleichbarkeit in Bezug auf Ereignisse genozidaler Gewalt. Er hält die „überzogenen Diskurse der Einzigartigkeit oder Ähnlichkeit“ zu Recht für verdummend. Nicht dass er die „Singularitätsthese“ – die Behauptung der historischen Präzedenzlosigkeit des Holocaust – ausdrücklich in Frage stellen würde. Er deutet an, welche erinnerungspolitische Bedeutung diese These schon während des Eichmann-Prozesses von 1961 für das Selbstverständnis des Staates Israel hatte. Und obwohl sein Buch nicht die Verstaatlichung des Holocaustgedenkens im Land der Täter behandelt, weiß er natürlich auch, dass die Singularitätsthese in der Bundesrepublik allererst gegen Versuche der Relativierung der deutschen Verbrechen durchgesetzt werden musste. Aber Rothberg versucht zu zeigen, dass die Alternative von Singularität oder Vergleichbarkeit sich gar nicht stellt, wenn sich Geschichten und Erinnerungen überkreuzen und wechselseitig erhellen (im Epilog spricht Rothberg von „verschränkten Archiven“) – etwa wenn ein schwarzer Bürgerrechtler 1949 die Ruinen des Warschauer Ghettos besucht und seine eigene Erfahrung der rassistischen Segregation entlang der *color line*, der Hautfarbe, überdenkt; oder wenn ein jüdischer Fotograf und Journalist, der die deutsche Besatzung in Frankreich im Versteck überlebt hat, 1961 Szenen einer Polizeirazzia gegen Tausende von Arabern im Bild festhält, die ihn an die Massenverhaftung von Juden bei der großen Pariser Razzia zwanzig Jahre zuvor denken lassen. Genau das meint „multidirektionale Erinnerung“. Rothberg will „das vorherrschende Verständnis des Holocaust“ aufbrechen, nicht in-

dem er den Judenmord und die Kolonialverbrechen miteinander vergleicht, wohl aber, indem er möglichen Verbindungen in der kollektiven Erinnerung der Überlebenden und der Nachfahren von Opfern nachgeht. Weder opfere diese „relationale Sicht“, so schreibt er wörtlich, „die Spezifik des Holocaust einer generischen Vorstellung von der Moderne als Katastrophe, noch isoliert sie den Genozid an den Juden und Jüdinnen als einen nicht wieder einholbaren ‚Exzess‘ jenseits von Geschichte und Darstellbarkeit“ (S. 164).

Es ist hier nicht der Ort, auf Rothbergs – in der bisherigen deutschen Diskussion des Buches zumeist vernachlässigten – Analysen von theoretischen Schriften, Artikeln, Romanen, Gemälden und Filmen aus den ersten Nachkriegsjahrzehnten im Einzelnen einzugehen. Alle von ihm untersuchten Quellen sind durch die Nachwirkungen des Holocaust – oder vielmehr durch ein erst langsam entstehendes Bild des Holocaust – und zugleich vom Prozess der Dekolonisierung geprägt. Greifen wir einige Beispiele heraus. Der Autor zeigt die eurozentrischen Grenzen von Hannah Arendts (bekanntlich an Joseph Conrads Afrikabild orientierter) Darstellung des Kolonialimperialismus als eines Elements totalitärer Herrschaft auf. Wir werden an den Warschauer Reisebericht von W. E. B. Du Bois und an die Texte Aimé Césaires erinnert, des prominentesten Vertreters der „Négritude“, der den nationalsozialistischen Genozid als *choc en retour*, als nach Hause zurückgekehrten Kolonialismus beschrieb; an die heute in Deutschland kaum mehr bekannten Romane von André Schwarz-Bart – jenes jüdischen Autors, bei dem „die Erinnerung an die Sklaverei die jüdische Erinnerung entsperrt“ zu haben scheint (S. 178). Das Oeuvre von Charlotte Delbo, der kommunistischen Widerstandskämpferin und Auschwitz-Überlebenden, wird im Lichte zweier sich überschneidender Geschichten – der Erbschaft der deutschen Besatzung in Frankreich, der Vichy-Kollaboration und der Judenverfolgung einerseits, der Aktualität des Kolonialismus und des Algerienkriegs andererseits – neu bewertet. Und dass das „Aufkommen der Figur des Zeugen“ (Annette Wieviorka), die wachsende Bedeutung der Zeugenschaft von Überlebenden, nicht allein dem Eichmann-Pro-

zess zu verdanken, sondern auch im Kontext der Kampagne gegen die Folterpraxis der französischen Armee in Algerien zu sehen ist, weist Rothberg in seiner subtilen Beschreibung des Dokumentarfilms *Chronique d'un été* und anhand von Delbos Briefdokumentation *Les belles lettres* nach, beide stammen aus dem Jahr 1961.

Vor allem in den Schlusskapiteln erweist sich der Autor als Kenner der französischen Nachkriegsgeschichte. Seine These, das Holocaustgedenken in Frankreich und die lange verdrängte Erinnerung an ein im Oktober 1961 von der Pariser Polizei verübtes Massaker an algerischen Demonstranten, bei denen annähernd zweihundert Personen zu Tode kamen und zum Teil in der Seine ertranken, hätten sich wechselseitig entwickelt, ist allerdings wohl allzu verkürzt. Für dieses Massaker war der damalige Polizeipräfekt Maurice Papon verantwortlich, der 1942–44 als hochrangiger Beamter der Präfektur Bordeaux Juden hatte deportieren lassen, was erst 1981 enthüllt wurde und 1998 zu seiner Verurteilung führte. Die Proteste der französischen antikolonialen Linken gegen die Folter und die Lagerinternierung von Algeriern Anfang der 1960er Jahre lebten von der Erfahrung der Résistance und der Erinnerung an die deutschen Gestapo-Methoden, und das Tabu der Kollaboration mit den deutschen Besatzern wurde ein Jahrzehnt später gebrochen. Rothberg lässt aber vor allem außer Acht, dass die Rolle Vichys bei der „Endlösung“ seit den 1970er Jahren von jüdischer Seite dokumentiert und öffentlich angeprangert wurde. Im Mittelpunkt stand damals nicht Papon, sondern der einstige Vichy-Polizeichef Bousquet und dessen Stellvertreter Leguay. 1983–85 erschien das die Gedenkkultur in Frankreich nachhaltig prägende Buch *Vichy-Auschwitz* des Rechtsanwalts Serge Klarsfeld, bereits 1983/84 gelangte das Thema in die französischen Schulbücher. Nachdem schließlich der französische Präsident Chirac 1995 die Mitverantwortung Frankreichs für die Verhaftung und Deportation von Juden offiziell anerkannt hatte, war die Affäre Papon, die den Algerienkrieg und das Massaker vom 17. Oktober 1961 in das kollektive Gedächtnis der Franzosen zurückholte, im Hinblick auf das Holocaustgedenken eine eher verspätete Angelegenheit.

Im Papon-Prozess kam erstmals eine zweite Generation von Holocaust-Zeugen zu Wort, die „versteckten Kinder“ (*enfants cachés*) – jüdische Kinder, die von ihren Eltern nichtjüdischen Familien oder Institutionen anvertraut worden waren, um sie vor der Deportation zu bewahren. Das Schicksal dieser getarnt lebenden Mädchen und Jungen, denen die Kindheit gestohlen wurde, ist erst spät ins öffentliche Bewusstsein gerückt, und vermutlich werden die meisten deutschen Leser von Rothbergs Buch zum ersten Mal davon erfahren. Die Bezüge, die der Autor zwischen den Geschichten versteckter Kinder, dem Papon-Prozess und dem Film *Caché* (versteckt, verborgen) des österreichischen Regisseurs Michael Haneke von 2005 herstellt, erschließen sich auch für diejenigen nicht leicht, die den Film gesehen haben. Der Film erzählt innerhalb einer rätselhaften Rahmenhandlung die Geschichte eines algerischen Jungen, der seine Eltern im Zuge der Ereignisse des 17. Oktober 1961 verloren hat, zeitweilig in einer französischen Familie lebt, von deren Sohn fälschlich beschuldigt und daraufhin verstoßen wird – eine „Allegorie kolonialer Gewalt“, wie Rothberg formuliert (S. 336). Als gebrochener Mann begeht er später in seiner Sozialbauwohnung Selbstmord, vor den Augen des inzwischen zum Medienintellektuellen aufgestiegenen Sohns der Familie. Dieser ist der Protagonist des Films, der sich unfähig zeigt, sich der Verantwortung für seine eigene, „verborgene“ Vergangenheit zu stellen, die ihn unvermutet eingeholt hat. Explizite Verweise auf die Geschichte jüdischer Kinder, die im Versteck überlebt haben, enthält *Caché* nicht, und die Parallele, die Rothberg zwischen der Vichy-Zeit und der Szene herstellt, in der der algerische Junge von der Familie getrennt wird, wirkt bemüht.

Bestätigt Hanekes Film die Behauptung, dass die Last der Erinnerung immer neue Schrecken gebiert und spaltet, statt zu versöhnen – kurz: dass sie „terrorisierend“ wirkt, wie der französische Historiker Pierre Nora meint? In seiner Interpretation von *Caché* hält Rothberg dagegen, dass der Film die Fragen der Schuld und der Grenzen von Verantwortung bewusst offen lässt. Das Buch endet denn auch mit dem Postulat einer „Ethik der Erinnerung“. Diese Ethik verlange, unverarbeitete ge-

sellschaftliche Spaltungen sichtbar zu machen und verborgene Geschichten aufzudecken, um die Möglichkeit einer Verständigung zu eröffnen (S. 314). Rothberg führt nur wenige Beispiele an, in denen Erinnerung nicht „multidirektional“, sondern gegenläufig ist. So etwa wenn algerische Militante, die sich als „Nigger Frankreichs“ behandelt sehen, in „Komplicität“ mit einem fortwährenden Antisemitismus bekunden, dass sie die Juden „noch mehr hassen“ als die Franzosen und Kolonialisten (S. 292 f., 302). Solche Beispiele sind näher an der Realität als Rothbergs aus Literatur und Filmen gewonnener Ansatz der „multidirektionalen Erinnerung“. Dass wechselseitige Empathie, die Anerkennung von Gewalterfahrungen des jeweils Anderen, zu mehr Solidarität unter verschiedenen Opfergruppen beitragen könnte, dafür mag es einzelne Beispiele geben. Ob damit aber widerstreitende kollektive Erinnerungen oder Dauerkonflikte zu entschärfen sind, hinter denen territoriale oder soziale Ansprüche oder auch Restitutionsforderungen stehen, ist mehr als fraglich. Thomas Schmid merkt in seiner polemischen, gleichwohl lesenswerten Besprechung des Buches sarkastisch an, dieser Ansatz sei allenfalls geeignet, „für ein Programm der Arbeitsplatzbeschaffung im Milieu des Gedenkbetriebs zu sorgen“ (*Die Welt*, 26. Februar 2021).

Noch ein Wort zur Rezeption des Buches in den deutschen Medien. Die Heftigkeit, mit der eine höchst differenzierte und kluge wissenschaftliche Untersuchung über die Entstehung des Holocaustgedenkens in den ersten Nachkriegsjahrzehnten zurückgewiesen und auf simple Thesen reduziert wird, zeigt vor allem, dass Rothberg einen Nerv getroffen hat. Zugleich ist sein Buch, obzwar wissenschaftlich, auf politische Wirkung hin angelegt, was ihm den Beifall postkolonialer Aktivist:innen einbringt. Unbestreitbar gehört der Autor zu den entschiedenen Kritikern der israelischen Besatzungspolitik. Das übergehen wir hier. Aber er sieht sich auch mit dem Vorwurf konfrontiert, er stelle die Beispiellosgkeit der Shoah in Frage und setze Holocaust und Kolonialverbrechen gleich. Der Verdacht der Holocaustrelativierung wiegt hierzulande schwer. Vielleicht gibt es jedoch noch einen anderen Grund für die Ab-

lehnung, die dem Buch entgegenschlägt. Rothberg wendet sich nicht zuletzt gegen „jene Homogenisierung und Moralisierung der Erinnerung, die sich aus staatlicher Instrumentalisierung ergeben“ (S. 312). Nun gilt die deutsche „Vergangenheitsbewältigung“ bekanntlich weithin als vorbildlich. Die Anerkennung der Singularität des Holocausts gehört zum nationalen Selbstverständnis, und das Holocaustgedenken wird von Staats wegen gefördert. Rothbergs Kritiker verteidigen  *nolens volens*  das deutsche Modell der Erinnerungskultur. Er gibt dagegen zu bedenken, ob dies Modell nicht inzwischen revisionsbedürftig ist – in einer Gesellschaft, die größtenteils aus Migranten und Kindern von Migranten besteht, und angesichts der Tatsache, dass antisemitische und rassistische Angriffe in Deutschland an der Tagesordnung sind.

*Abbrich Meyer*